

Büsi – einfach weggeworfen

Tierwohl In den Tierheimen nimmt die Zahl von herrenlosen, ausgesetzten Katzen zu. Dies zeigen Daten der letzten zehn Jahre. Schuld ist die Egozentrik der Menschen – und Social Media.

Simone Luchetta

Piper und Nikita spielen in der Sonne. Die beiden Katzenbabys krallen sich ineinander und rollen wie Wollknäuel über den Boden. Nicht immer indes war es in ihren Leben so hell wie jetzt im Tierheim Strubeli in Volketswil ZH.

Beide Katzen wurden von ihren Besitzern nach der Geburt ausgesetzt, Tigerli Nikita in einem Wohnquartier bei Winterthur und Piper zusammen mit vier Geschwistern in Volketswil auf einem Parkplatz. Spaziergänger haben die Jungkatzen entdeckt und im Heim abgegeben – «halb verhungert, abgemagert und voller Parasiten», sagt Tierheimleiterin Katja Holenstein. Die Pflegerinnen päppelten sie auf, gaben ihnen den Schoppen, alle zwei Stunden, auch nachts. Jetzt seien sie «über den Berg» und sie selbst vom letzten Sommer erschöpft. Holenstein: «So viele Findelkatzen wie dieses Jahr hatten wir noch nie.»

Die Zahl der Katzen und Hunde, die ins Tierheim gebracht werden, sinkt zwar – doch es zeichnet sich ein gegenläufiger Trend ab: Vor neun Jahren war der Grossteil der Katzen von ihren Haltern abgegeben worden (55 Prozent). 2018 war nur noch jede dritte Katze ein sogenanntes Verzichtstier, das heisst vom Besitzer abgegeben, wegen Scheidung, Umzug oder Allergien. Der grösste Teil der Mäusejäger in Heimen aber sind heute Findelkatzen. Tendenz weiter steigend.

Höhepunkt des Katzenelends

Das zeigen Zahlen der letzten zehn Jahre des Schweizer Tierschutzes (STS), die hier erstmals analysiert werden konnten. Die Statistik besteht aus Daten von Tierheimen von STS-Sektionen und damit aus Angaben von rund 66 dem Tierschutz-Dachverband angeschlossenen Tierschutzorganisationen. Es ist die grösste Tierheim-Datenbank in der Schweiz und deckt schätzungsweise drei Viertel aller Tierheime ab.

Jahr für Jahr kommen auch herrenlose Hunde ins Heim, aber ihre Anzahl hat nicht so stark zugenommen wie jene der Findelkatzen. Die Zahl der Letzteren betrug im Jahr 2009 noch 4500, neun Jahre später über ein Drittel mehr.

Tierschützerin Esther Geisser kennt das Problem der Streuner aus der eigenen Arbeit gut: «In diesem Jahr hat das Katzenelend seinen Höhepunkt erreicht», sagt die Gründerin der Tierschutzorganisation Network for Animal Protection (Netap). Nicht nur auf dem Land, auch in den Städten gebe es immer mehr herrenlose Tiere, zum Beispiel aktuell im Basler St.-Johann-Viertel. Netap-Aktivisten fangen sie ein und kastrieren sie. Vermittelbare Tiere bringen sie in Tierheimen unter, verwilderte werden auf dem Areal wieder freigelassen: «Dabei sind unsere Tierheime seit Monaten überfüllt», wie eine Netap-Umfrage in 25 Heimen ergeben habe. Und die Situation habe sich bis heute nicht entspannt, obwohl das normalerweise nach den Sommerferien der Fall sei.

Katja Holenstein vom Tierheim Strubeli kann das bestätigen: «Das Findelkatzenwesen nimmt deutlich zu. Ich war vier Tage nicht hier, und in dieser Zeit haben wir schon wieder elf junge «Katzenfindlinge» bekommen. Wir platzen aus allen Nähten.» Derzeit hat sie 21 Jungkatzen zu versorgen, im Sommer waren es zeitweise über 40, dazu sind 20 Kätzchen auf der Warteliste.

Gründe für die Zunahme an Findelkatzen gibt es einige, einer ist, dass einfach schon sehr viele Katzen in der Schweiz leben. «Da ist es logisch, dass auch die Zahl derer zunimmt, die von



Junge Katzen sind schnell angeschafft – und werden oft ebenso schnell wieder abgeschoben. Foto: Sabina Bobst

In Zahlen

109 735

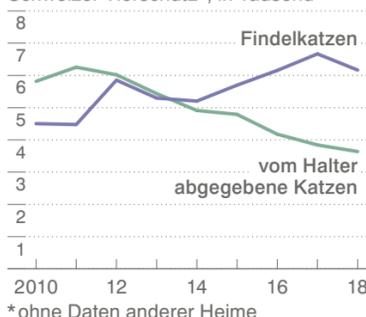
Katzen wurden in den Jahren 2009 bis 2018 in Tierheimen des Schweizer Tierschutzes (STS) aufgenommen. Die Daten stammen von 66 dem Dachverband angeschlossenen Tierschutzorganisationen.

50 019

Katzenfindlinge landeten von 2010 bis 2018 in STS-Tierheimen: herrenlose Tiere, die kein Zuhause haben, den Heimweg nicht finden oder ausgesetzt werden.

Es kommen mehr Findelkatzen ins Tierheim

Anzahl Katzen in Tierheimen vom Schweizer Tierschutz*, in Tausend



daheim weglafen», sagt Helen Sandmeier, Pressesprecherin des Schweizer Tierschutzes. Das komme bei Katzen, die als eigenständig gelten, durchaus auch vor, wenn sie gut umsorgt werden.

Dramatischer sieht es Netap-Aktivistin Esther Geisser. Sie spricht von einer Katzenüberpopulation, 1,7 Millionen seien es in der Schweiz, von ihnen lebten schätzungsweise 100 000 bis 300 000 auf sich allein gestellt.

Immer mehr Leute schafften sich unüberlegt Tiere an; zum einen, weil junge Katzen überall fast oder ganz kostenlos zu haben seien. Zum anderen trage Social Media dazu bei, dass viele Leute dem Jöö-Effekt erliegen würden: «Schnell wächst der Wunsch, selbst solche süssen Tiere zu besitzen.» Tauchten dann erste Probleme auf, zum Beispiel, weil die Katze Katze sei und markiere, den Tierarzt brauche und Kosten verursache, würden die Büsi ebenso schnell ins Heim abgeschoben oder ausgesetzt, wie sie angeschafft wurden. Sind die Tiere nicht kastriert, vermehren sie sich in kurzer Zeit enorm. Geisser: «Ein Kreislauf des Elends.»

Die Finder sind sensibilisiert

«Die Katze ist heute ein Wegwerfartikel», bringt es Heimleiterin Holenstein auf den Punkt. Viele ihrer Schützlinge wurden im Heim geboren, weil acht trüchtige Katzen aufgenommen wurden. Diese würden oft ausgesetzt, weil ihre Besitzer Arbeit und Kosten fürchten, die ein Wurf mit sich bringt. Die Zahl der Findlinge habe aber auch zugenommen, weil die Spaziergänger sensibilisierter seien und heimatlose Katzen eher meldeten, etwa bei der Tiermeldezentrale STMZ.ch.

In den ersten Tiersylen in den 1890er-Jahren wurden die herrenlose Hunde nach einer Schonfrist von sieben Tagen zu Tode geknüppelt, wie die

Zürcher Tierhistorikerin Aline Steinbrecher weiss. Heute sind Tierheime hauptsächlich Durchgangsstationen. Hunde und Katzen, Nager oder Schlangen werden dort nicht nur aufgenommen, sondern für die meisten wird ein neues Daheim gefunden. Bei den Hunden war das 2018 in zwei von drei Fällen möglich, bei den Katzen betrug die Vermittlungsrate 80 Prozent.

Wer eine Katze vom Tierheim Strubeli adoptieren will, zahlt um die 400 Franken. Nicht viel, wenn man bedenkt, dass das Heim für Impfungen und Kastration rund 600 Franken in ein Tier investiert; Futter, Miete und Gehälter der Tierpflegerinnen nicht mitgerechnet. Vereinzelt sterben die Tiere auch in den Heimen, und ein wachsender Teil kann dem Besitzer zurückgegeben werden, sofern sie geübt sind.

Damit es aber gar nicht so weit kommt, appelliert Heimleiterin Katja Holenstein ans Verantwortungsbewusstsein der Tierhalter: «Die Leute sollten sich erst ein Tier anschaffen, wenn sie sich intensiv über dessen Bedürfnisse informiert haben und sich sicher sind, diese langfristig auch erfüllen zu können.»

Für Netap-Aktivistin Geisser führt kein Weg an der Kastration vorbei: «Die Überpopulation ist der Ursprung des Elends.» Netap und die Stiftung für das Tier im Recht fordern eine Pflicht für Katzenhalter, ihre frei laufenden Katzen kastrieren zu lassen. Im Juni 2018 haben sie eine Petition mit 115 000 Unterschriften eingereicht, die über 150 Tierschutzorganisationen mittragen. Sowohl der Bundesrat als auch der National- und der Ständerat haben es abgelehnt, diese Pflicht im Gesetz zu verankern. Eine ähnlich lautende Motion von Doris Fiala (FDP) wurde noch nicht abschliessend behandelt.

Dass es mit der Kastrationspflicht harzig vorwärtsgeht, obwohl Tierleid damit verringert werden könnte, mag erstaunen, zumal gleichzeitig die Tiere zunehmend vermenschlicht werden. Die Tierliebe war noch nie so gross wie heute, der Aufwand, den man für ein Haustier betreibt, ist gewachsen. Es gibt Tierhotels, Welpen-Spielgruppen, Massage- und Schönheitssalons, Ernährungsberater. Man kleidet Fifi in Gucci und ernährt ihn vegan.

Die Ambivalenz der Menschen

Katze als Wegwerfware einerseits, «Affenliebe» andererseits? Das ist kein Widerspruch, sondern gründet laut Tierethiker Thomas Gröbly im selben: in der Egozentrik des Menschen. Diese Ambivalenz hat Tradition im jüdisch-christlichen Denken, in dem der Mensch als Krone der Schöpfung gilt und sich Pflanzen und Tiere untertan macht. Gröbly: «Insofern kann man mit dem Tier machen, was man will: es schlachten und essen, aussetzen oder lieben wie verrückt.»

Aber Gröbly stellt einen Kulturwandel fest. Zeichen dafür seien die Massentierhaltungsinitiative, der Veganismus oder dass Tiere heute vor dem Gesetz nicht mehr als Sache gelten. Der Wandel werde dafür sorgen, dass wir Tiere zunehmend ihren spezifischen Bedürfnissen und Fähigkeiten entsprechend behandeln und nicht menschliche Interessen in den Vordergrund stellen: «Dann schaffen die Leute nicht mehr kopflos Tiere an.»

Ein Glück schon jetzt für die beiden Jungkatzen Piper und Nikita. Sie dürfen nämlich auch im neu gefundenen Daheim zusammenbleiben: «Sie hängen aneinander und haben sich hier mega angefreundet», sagt Katja Holenstein. In wenigen Wochen sind die beiden drei Monate alt, alt genug für den nächsten Schritt.